

Knechte Gottes

(Lukas 17, 7-10; Septuagesimae III)

Eine Predigt von Bernhard Kaiser

⁷Wer unter euch hat einen Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, und sagt ihm, wenn der vom Feld heimkommt: Komm gleich her und setz dich zu Tisch? ⁸Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; danach sollst du auch essen und trinken? ⁹Dankt er etwa dem Knecht, daß er getan hat, was befohlen war? ¹⁰So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Einleitung

Unser heutiger Predigttext beschäftigt sich mit der Frage, wie ein Jünger Jesu über seinen Dienst, den er vor Gott tut, denken soll. Auch ein Diener Gottes ist ein Mensch, und wie alle Menschen denkt er über sich selbst nach, um nicht zu sagen: er ist natürlich geneigt, sich selbst vor den geistigen Spiegel zu stellen und zu fragen: Wie sehen ich aus? Bin ich gut? Habe ich nicht was Ordentliches geleistet? Vielleicht kommen noch andere Menschen herzu, die ihm für das, was er im Dienst für das Reich Gottes getan hat, ihre Anerkennung zollen und ihm bestätigen: Du hast wirklich etwas geleistet. Du warst und bist fleißig, ohne Dich wäre dies und das überhaupt nicht zustande gekommen. Dann steht der Betreffende tatsächlich in der Versuchung, sich für gut und nützlich zu halten und von sich zu denken: Lieber Gott, du siehst doch, was ich alles geleistet habe. Ist doch toll, nicht wahr? Solchen Gedanken macht Jesus mit diesem Wort ein Ende. Er erzählt dazu ein Beispiel, das wir uns im ersten Teil unserer Predigt anschauen wollen. Im zweiten Teil fragen wir danach, wie denn die rechte Gesinnung des Dieners aussehen sollte und welche Schlußfolgerungen wir daraus ziehen.

1. Der Knecht und sein Herr

Jesus bringt hier das Beispiel eines Landwirts, der in seinem Betrieb noch Knechte beschäftigt, die ihm bei der Arbeit zur Hand gehen. Er spricht von einem Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, mithin also ganz normale, alltägliche Arbeiten verrichtet, wie sie auf einem Bauernhof anfallen. Der Knecht tut, was ihm jeweils aufgetragen wird. Er ist nicht der Besitzer des Hofes, er hat sich nicht um die geschäftlichen Dinge zu kümmern und er bestimmt auch nicht das Konzept, nach dem der Betrieb funktioniert. Das alles ist Sache seines Herrn. Der Knecht soll ganz einfach tun, was ihm sein Herr aufträgt, und das mag heute dies und morgen etwas anderes sein. Wenn also der Knechts abends von seiner Arbeit außer Haus zurückkehrt, hört sein Dienst nicht auf. Jesus macht deutlich, daß es im Normalfall so ist, daß ein Herr dann nicht hergeht und zu seinem Knecht sagt: „Komm gleich her und setz dich zu Tisch.“ Der Knecht ist bleibt immer noch Knecht. Er ist da, um seinem Herrn zu dienen. Deswegen wird es umgekehrt sein. Der Herr wird ihm sagen: „Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; danach sollst du auch essen und trinken.“

Wir sind es gewohnt, sozial und im Sinne der Gleichheit zu denken und haben wenig Verständnis für eine Gesellschaft, in der es Herren und Knechte gibt. Ich will an dieser

Stelle darauf hinweisen, daß das Neue Testament hier nicht eigentlich vom Knecht redet, sondern vom Sklaven. Sklaven gab es in der damaligen Gesellschaft zuhauf. Sie waren rechtlose Menschen, sie waren unfrei, denn sie gehörten mit ihrem Leib ihren Herren und mußten ganz einfach ihrem Herrn gehorchen. Luther hat dieses Wort mit „Knecht“ wiedergegeben, weil in seiner Zeit und im deutschsprachigen Umfeld von Knechten geredet wurde. Da war der Bauer, der seinen Hof bewirtschaftete, und er hatte Knechte. Unter diesen Begriffen konnten die Deutschen das Gleichnis Jesu gut verstehen. Wir mögen uns darüber empören und dem Herrn unterstellen, er beute seinen Knecht aus, er sei inhuman, indem er ihn von morgens früh bis abends spät an die Kandare nimmt und sich gar noch von ihm bedienen läßt. Aber so war es nun mal in jener Zeit und sofern es Herren und Knechten einigermaßen erträglich ging, nahm auch niemand an dieser sozialen Ordnung Anstoß.

Jesus gibt mit diesem Beispiel keine Bewertung der sozialen Verhältnisse ab, etwa indem er sagen würde, es sei widerlich, wenn ein Herr sich die Arbeitskraft eines Knechtes in der geschilderten Weise zunutze mache. Er sagt andererseits auch nicht, daß die soziale Struktur einer Gesellschaft so sein müsse, daß es Herren und Knechte geben müsse und daß die Knechte ihren Herren dienen müßten. Er nimmt einfach ein Beispiel aus dem alltäglichen Leben, wie es in der damaligen Zeit und auch früher und später vorgekommen ist. Wir bedenken dabei, daß es auch in unserer demokratisch verfaßten Gesellschaft soziale Unterschiede gibt. Wir haben zwar die Leibeigenschaft abgeschafft und der Bürger ist frei, aber daß es bis auf den heutigen Tag Ausbeutung gibt, ist keine Frage, und zwar auf allen Ebenen der Gesellschaft. Der Topjurist in einer Kanzlei, der nach elf Stunden Arbeit von seinem Chef kurz vor Feierabend noch zu einem neuen Termin verdonnert wird und nicht nach Hause zurückkehren darf, wird vielleicht noch mehr ausgebeutet als die Putzhilfe, die von einem Haushalt zum nächsten eilt, um ihr mäßiges Einkommen zu sichern. Ich will damit sagen: So viel besser als die Menschen zur Zeit Jesu sind wir keineswegs.

Allemal ist das Verhältnis eines Menschen zu Gott in der Weise zu verstehen, daß Gott der Herr ist und daß der Mensch diesem Herrn, seinem Gott, untertan ist. Paulus bezeichnet sich in seinen Briefen mehrfach als Sklave Jesu Christi (Röm 1, 1; Phil 1, 1) oder Diener Christi oder Haushalter Gottes (1Kor 4, 1). Damit ist klar: Weder ein Apostel noch irgendein Pfarrer, Prediger, Evangelist, Missionar oder Mitarbeiter in der Gemeinde hat das Recht, mehr zu sein als eben Sklave Jesu Christi, der mit seinem Leib und Leben Gott gehört und mit dem, was Gott ihm gibt, haushalten soll.

Nun steht der Knecht Christi nicht einem sichtbaren Herrn gegenüber, der ihm so wie ein Bauer seinem Knecht am Morgen eröffnet: „Heute wirst du diesen und jenen Acker pflügen.“ Der Christ dient einem unsichtbaren Herrn. Wir werden jetzt nicht die Frage diskutieren, ob dieser unsichtbare Herr nicht eine Hirngespinnst sei, sondern wir erkennen Jesus als den, der eben hier auf Erden war, dessen Leben, Leiden und Sterben und dessen Auferstehung von den Toten hinreichend klar bezeugt sind. Er ist zum Himmel aufgefahren und sitzt dort zur Rechten Gottes, des Vaters, und regiert sowohl über seine Kirche durch den Heiligen Geist als auch über die ganze Welt in seiner Macht. Er ist nicht nur Herr über einen kleinen, abgegrenzten Bereich wie ein Bauer oder ein Landesfürst oder der Besitzer eines Industriebetriebes, sondern er ist der Herr über alle Dinge. Ihm dient der Christ mit seinem Leben und Handeln. Christus legt seinen Nachfolgern die Dinge, die sie tun sollen, vor die Hände, nach dem Wort des Predigers Salomo: „Alles, was dir vor die Hände kommt, es zu tun mit deiner Kraft, das tu“ (Pred 9, 10). Der Christ braucht nicht für jeden Handschlag einen besonderen Auftrag, sondern er erkennt die Situation, in der er sich befindet, im Licht des Wortes Gottes und kann daraus

schließen, was denn seine Aufgabe ist. Dabei wird er in der Weisheit, die Gott ihm durch sein Wort gibt, und im Blick auf die Zusagen, die Gott im Evangelium macht, über sein Handeln entscheiden. Meistens ist ziemlich klar, was es zu tun gibt. Eine Mutter – oder im gegebenen Fall auch der Vater – wird dann, wenn das Baby die Windel vollgemacht hat, erkennen, daß das Kind gewickelt werden muß, und die nicht sehr wohlriechende Arbeit anpacken. Ein Pastor, der eine Predigt zu halten hat, wird sich rechtzeitig hinsetzen und die Predigt vorbereiten. Ein Landwirt, der erkennt, daß das Wetter die Aussaat erlaubt, wird zeitig seinen Traktor anlassen und mit der Drillmaschine zum Acker fahren. Ein Politiker, der erkennt, daß eine bestimmte Maßnahme ergriffen werden muß, wird sich dafür einsetzen, daß sie zustande kommt.

Wir leben in einer Spaßgesellschaft. Alles muß Spaß machen, und so soll auch der Beruf Spaß machen. Aber seien wir doch ehrlich: Selbst wenn wir das, was wir tun, gerne tun, wenn es uns von der Hand geht, so ist es doch eine Aufgabe, eine Arbeit, die Mühe und Einsatz kostet. Das gilt nicht minder für den Dienst Christi. Christus ist nicht darum bemüht, uns zu bespaßen, sondern er will, daß sein Reich gebaut werde und daß sein Wille geschehe. Das aber bedeutet für den Knecht Christi immer auch Selbstverleugnung, Selbstüberwindung und Einsatz von Zeit und Kraft. Oft bedeutet es auch dies, daß man seinem Nächsten um Christi willen dient. Ich meine das wirklich so: daß man ihm dient und bewußt das sucht, was ihm hilft, ihn fördert oder ihm nützt, und zwar auch dann, wenn es einem selbst nichts bringt, weder Geld noch Anerkennung noch Dank. Ich habe hier einen Christen vor Augen, dessen Ehefrau an Demenz leidet. Er muß sie beaufsichtigen, pflegen, im gegebenen Fall füttern und wohl noch vieles mehr. In der Verwirklichung seiner Wünsche und Ziele ist er gehindert, von seinen Mitchristen wird er bedauert und von seiner Ehefrau erfährt er kein Wort des Dankes und der Anerkennung. Auch wenn er im Ruhestand lebt und die Zeit hat, sich um seine kranke Frau zu kümmern, ist seine Situation keineswegs vorteilhaft. Aber sofern er es vermag, wird er diese Aufgabe um Christi willen wahrnehmen. Auch das ist Dienst Christi.

2. Wie der Christ von sich denken soll

Wenn nun ein Mensch sein Leben lang im Dienst Christi gestanden hat und sich als Christ bewährt hat, wenn er treu mit den Gaben, die Gott ihm gegeben hat, hausgehalten hat, dann soll er nicht von sich denken, er sei doch ein erfolgreicher Repräsentant seines Herrn gewesen und habe einen Orden verdient. Nein, Jesus sagt klipp und klar, wie er von sich denken soll: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.“

Der Mensch – nicht nur der Christ – schuldet Gott, seinem Schöpfer, Dank und Gehorsam. Er soll tun, was Gott will, er soll im Dienst Gottes seine Lebenserfüllung finden. Doch wie oft sündigt der Mensch, indem er sich von Gott abwendet, indem er in seinem Egoismus sich selbst sucht und an seinem Nächsten achtlos vorbeigeht. Wie oft handelt er aus Unglauben, so als gäbe es keinen Gott! Wie oft übertritt er Gottes Gebote, indem er lügt oder indem er sich nimmt, was ihm nicht zusteht! Ich will keine weiteren Beispiele geben. Selbst wenn er alles tun würde, was Gott gebietet, so würde er nichts anderes tun, als was er ohnehin zu tun schuldig ist. Mit anderen Worten: Im Dienst Gottes kann man keine Verdienste erwerben. Der Christ kann nicht erwarten, daß er für seine Leistung noch einen Orden bekommt.

Vollkommen abwegig ist hier der Gedanke, der sich in der katholischen Lehre findet, daß Menschen verdienstvolle Werke tun können. Die römische Kirche hat im Zusammenhang der Ablasstheologie gelehrt, daß die guten Werke, die die Heiligen angehäuft

haben, zum Verdienst Christi und damit zum Schatz der Kirche hinzukämen, und daß die Kirche diese Verdienste der Heiligen im Ablass verwalte, um nicht zu sagen verkaufe. Luther argumentierte dagegen, daß kein Heiliger überschüssige Verdienste haben könne, denn er könne nie mehr tun als das, was er zu tun schuldig sei.

Nun müssen wir uns aber auch mit einer Reihe von Aussagen der heiligen Schrift beschäftigen, die dem Christen Lohn für sein Handeln in Aussicht stellen. Das aber sind nicht wenige und ich will hier einige zitieren. Paulus schreibt an die Korinther: „Jeder aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit“ (1Kor 3, 8). „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat bei Lebzeiten, es sei gut oder böse“ (2Kor 5, 10). Und an die Kolosser: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen, denn ihr wißt, daß ihr von dem Herrn als Lohn das Erbe empfangen werdet. Ihr dient dem Herrn Christus! (Kol 3, 23-24). An Timotheus schreibt er: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort liegt für mich bereit die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung liebhaben“ (2Tim 4, 7-8). Schließlich sagt Jesus in der Offenbarung des Johannes: „Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, einem jeden zu geben, wie seine Werke sind“ (Ofb 22,12).

Alle die, denen Jesus mit diesen Worten Lohn in Aussicht stellt, haben nach dem Wort Jesu in unserem Predigttext nichts anderes und nichts mehr getan als das, was sie zu tun schuldig waren; ja sie werden, da sie ja allesamt Sünder sind, viel weniger getan haben als das, was sie eigentlich hätten tun sollen. Warum dann also noch Lohn? Um das zu verstehen müssen wir uns vor Augen führen, daß auch der Knecht in den Worten Jesu in unserem Predigttext natürlich einen Lohn bekommt. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Nur werden wir an dieser Stelle bemerken müssen, daß der Christ mit der Arbeit, die er tut, vor Gott keine Ansprüche begründen kann. Der Christ ist Sünder und verdient die Verdammnis. Aber Gott gibt ihm in seiner gnädigen Gesinnung das Heil, er vergibt ihm die Sünden, er rechnet ihm die Gerechtigkeit Christi zu und schenkt ihm das ewige Leben. Auch der Lohn, der ihm mit den obigen Worten in Aussicht gestellt wird, ist ein Gnadenlohn, kein Tariflohn.

Das heißt, daß ein Christ wissen soll: Was immer ihm von Gott zugewandt wird, entspringt der gnädigen Gesinnung Gottes. Er kann vor Gott kein Verdienst begründen. Auch wenn ein Christ ein Leben lang Christus die Treue gehalten hat, wenn er im Glauben geblieben ist, wenn er Christus mit seiner beruflichen Arbeit gedient hat, sei es in einem sogenannten weltlichen Beruf oder sei es im Dienst einer Gemeinde oder in der Mission oder in einem christlichen Werk – niemals kann er sich im Blick auf seine Leistung stolz und befriedigt zurücklehnen und denken: Was bin ich doch für ein nützlicher und erfolgreicher Diener Christi!

Werfen wir an dieser Stelle noch einen Blick zurück auf die Worte, die vor unserem Predigttext stehen. Da bitten die Jünger Jesus: „Stärke uns den Glauben!“ Es ist interessant, daß Lukas die Jünger hier als Apostel bezeichnet. Vermutlich hatten sie im Blick auf ihre künftige Tätigkeit die Sorge, den Anforderungen, die ihr Dienst an sie stellen würde, nicht genügen zu können. Immerhin aber bitten sie Jesus nicht um Macht, um Sicherheit oder Reichtum, sondern um das, was bei Gott zählt: um den Glauben. Jesus antwortet ihnen: Wenn ihr Glauben hättet so groß wie ein Senfkorn, dann könntet ihr zu diesem Maulbeerbaum sagen: Reiß dich aus und versetze dich ins Meer!, und er würde euch gehorchen“ (Lk 17, 6). Jesus sagt mit diesem Wort: Ihr braucht keinen großen

Glauben. Es reicht, wenn er so klein ist wie ein Senfkorn. Entscheidend ist, daß ihr mir glaubt. Entscheidend ist, daß ihr auf mich seht, daß ihr mir folgt und mir vertraut.

Schluß

Unter dieser Perspektive gewinnt auch unser Predigttext seinen richtigen Sinn. Wenn ein Christ im Glauben handelt, dann wird er sich auch recht einschätzen. Dann wird er erkennen: Alles, was ich tue, ist mir von Gott gegeben. Auch meine konkreten Lebensumstände, sodann die geistigen Fähigkeiten und die materiellen Möglichkeiten, die ich habe und mit denen ich lebe, sind mir von Gott gegeben. Was ich in meiner Arbeit bewirken kann, ist mir ebenfalls von Gott gegeben. Ich bin nicht der Herr meiner Arbeit, sondern Christus selbst ist für das verantwortlich, was er mir gibt oder auch nicht gibt.

So gesehen handelt der Christ aus der Perspektive des Dieners, der nicht auf sein Recht pocht, sondern auf das sieht, was ihm sein Herr vor die Hände gibt, um es zu tun. Das soll nicht heißen, daß Christus seine Diener unterdrücke oder ausbeute, daß er ihnen keine Ruhe gönne und daß er sie ständig unter Streß setze. Freilich, es mag Zeiten geben, in denen es viel zu tun gibt und die Arbeit drängt, aber es mag ebenso Zeiten geben, in denen der Christ in ruhigerem Fahrwasser segelt. Das geht wohl allen anderen Menschen so, wenn sie nicht gerade als Tagediebe auf der faulen Haut liegen.

Der Christ tut seine Arbeit im Glauben an das Evangelium. Glaube heißt nicht, daß er im wörtlichen Sinne Berge versetzen soll, also Dinge von Gott erwarten soll, die keinen Sinn ergeben. Aber er vertraut Gott in den kleinen und großen Herausforderungen, die sich ihm stellen. Er ist in Zeiten des Streites gelassen, weil er Frieden mit Gott hat. Er ist in Zeiten der Bedrohung und der Angst getrost, weil er darauf vertraut, daß Gott alles zu seinem Besten kehren wird. Er wird die Frucht seiner Arbeit bei Gott suchen, im Segen Gottes, weil er darauf vertraut, daß Gott sein Handeln gnädig ansieht. Er wird mit seiner Zeit und seinem Besitz vor Gott haushalten, nicht nur weil er erkennt, daß ihm diese Güter von Gott gegeben sind, sondern auch weil er darauf vertraut, daß das, was er im Umgang mit den geschöpflichen Dingen tut, Gott wohlgefällig ist.

Indem er erkennt, daß er ein Knecht Gottes ist, wird er sich zurücknehmen im Umgang mit anderen Dienern Christi. Er weiß: Gott kann sich jederzeit einen anderen berufen, der ihm in einer noch reineren Gesinnung dient. Schon deshalb wird er sich nicht für so wichtig oder gar unentbehrlich halten für das Reich Gottes. Er ist nur ein Knecht, der im besten Fall tut, was er zu tun schuldig ist.

Schließlich müssen wir erwähnen, daß der Christ nicht nur ein Sklave Jesu Christi ist. Die Bibel macht in großer Klarheit deutlich, daß der, der an Jesus Christus glaubt, zugleich Gottes Kind ist, und als solches auch Erbe seines Reiches. Er kann Gott als seinen Vater im Himmel anreden und dessen gewiß sein, daß er einst als Kind Gottes offenbar werden wird, wenn denn der Herr, dem er jetzt dient, in Herrlichkeit wiederkommt. Die Gesinnung des Knechtes ist begleitet von der Gesinnung des Kindes, das seinen Vater im Himmel kennt und liebt.

Amen.